

Jus und Recht.

Roman von Fred. W. Gardt.

Dr. Werner entfaltete das Papier und las es aufmerksam durch.

„Das klingt alles sehr verlockend: Einhundertfünftausend Mark für Sie . . .“

„Das ist das Erbteil von meinem Vater.“

„Ferner, einhundertundfünftausend Mark für das Kind sicherstellen — Sapperment, Herr Binker wirft mit großen Summen um sich. — Dann will er Ihnen eine jährliche Rente von sechstausend Mark zahlen in monatlichen Raten von fünfhundert Mark.“

„Ich habe kaum hundert im Monat bekommen, die letzten fünf Monate überhaupt nichts.“

„Also die Wirklichkeit ist ganz was anderes, wie dieser famose Vermögensauseinandersehungsvertrag. Versuchen wir es zunächst in Güte.“

Dieser Versuch hatte wider Erwarten Erfolg. Es mochte sein, daß Felix Binker über den neuen Sachwalter seiner Frau genügend unterrichtet war, daß er fühlte, mit ihm sei nicht zu spaßen. Er verhandelte mit ihm im Tone ungefähr wie ein Großkapitalist, der augenblicklich etwas in Verlegenheit ist, mit dem Syndikus einer Bank zur Sanierung seiner Verhältnisse verhandelt. Dann lächelte Dr. Werner zu dieser Komödie und Felix Binker mochte wohl merken, daß er durchschaut wurde. Er nahm einen leichteren gesellschaftlichen Plauderton an, wie Männer guter Erziehung über Geldverlegenheiten sprechen mit melancholischer Offenheit. Aber ein klares Bild über die Lage konnte sich Dr. Werner nicht verschaffen. Er fühlte, daß manches seinen Augen verborgen sich abspielte und auch das Sichtbare, Nachprüfbare war verhorren genug: die Terrains außerhalb Dresdens waren nicht zu halten. Die Häuser in Dresden selbst waren mit Hypotheken überlastet und konnten jeden Tag wegen fälliger Hypothekenzinsen subhastiert werden. Nur ein Grundstück, ein Wohnhaus in der Werderstraße, bot Hoffnungen, und darauf richtete Dr. Werner sein Hauptaugenmerk und sorgte dafür, daß die Hypothekenzinsen wenigstens für dieses Grundstück regelmäßig gezahlt wurden.

Auffallenderweise dünkte Felix Binker dieses Objekt nicht sonderlich wertvoll, wenn er dramatisierend von der Sanierung des Vermögens seiner Frau sprach.

Diese war schon froh, daß ihr Mann, offensichtlich unter der Aufsicht Dr. Werners, nachgiebiger wurde, und eine kleine, doch genügende Rente regelmäßig monatlich zahlte. Nach und nach fahle sie Hoffnung, und es bildete sich ein kameradschaftlicher Ton zwischen Anwalt und Klientin heraus.

In diese Zeit fiel das Ereignis, das Dr. Werner erregte: die Staatsanwaltschaft am Oberlandesgericht forderte seine Handakten über den Mordprozeß Knobler ein, da der Verdacht gegeben sei, daß er in unstatthafter Weise um Klientel geworben und dadurch gegen die Standesehre verstoßen habe.

Dr. Werner hatte dieser Vorrede, wie er das Ansinnen der Oberstaatsanwaltschaft einschätzte, zunächst keine Bedeutung beigelegt, aus dem Bewußtsein heraus, nicht inkorrekt gehandelt zu haben. Er setzte die Gründe auseinander, weswegen er damals der Frau Knoblers geschrieben hatte, lebte aber ein persönliches Erscheinen in dem Termine des Ehrengerichts ab, — aus einer gewissen trohigen Selbstüberhebung und in der Erwartung, daß das Ehrengericht sich auf seine Seite stellen würde.

Desto empörter war er, als das Ehrengericht seinen Spruch gefällt hatte: in der zugegebenen Tatsache, daß er Frau Knobler um ihren Besuch gebeten und ihr seine Dienste angeboten habe, müsse ein ungehöriges Ansuchen eines Klienten erblickt werden, das der Standesehre widerstrebe. Deshalb sei auf eine Verwarnung zu erkennen. Dem weitergehenden Antrag der Staatsanwaltschaft, auf eine Geldstrafe zuzukommen, sei nicht stattzugeben, da ein gewinnjüchtiger Beweggrund nicht angenommen werde.

Und diesen Spruch hatten fünf ältere, erfahrene Anwälte gefällt! Wie tief lag dem deutschen Juristen der Formalis-

mus in den Knochen, daß selbst Anwälte, die Freisinnigen unter ihnen, sich davon fernhalten konnten, die Formel über den konkreten Fall stellten.

Dr. Rander, der gerade an dem Tage, als das Urteil des Ehrengerichts Dr. Werner zugestellt wurde, ihn aufsuchte, las ingrimmig diesen Beschluß durch.

„Ja, die Anwaltskammer ist eine wohl eingerichtete Dependence der Staatsanwaltschaft, in der unsere Bewegungsfreiheit eingeschränkt und eine Standesehre konstruiert wird, die ganz fern liegt von unseren wirklichen Lebensbedürfnissen. Das Vorgehen gegen Sie ist ebenso lächerlich, wie das Einschreiten gegen unseren Kollegen Brauer, dem man unterjagt hat, auf seinem Schild den Vermerk zu setzen, „Spezialist in Hypothekensachen“, mit der Begründung, in diesem Hinweis auf spezielle Kenntnisse sei eine unerlaubte Anlockung der Klientel zu erblicken.“

„Trotzdem das Publikum ein Interesse daran haben muß, zu wissen, welche Anwälte sich speziell mit Hypothekenangelegenheiten befassen und sich nicht zunächst an einen anderen Anwalt wendet, dessen Hauptkönnen auf einem anderen Gebiete liegt. Sonderbare Konstruktion von einer Standesehre, als ob diese eine andere sei, wie die eines Arztes, der sich ruhig als Chirurg oder Nervenarzt bezeichnen kann. Ich wäre wahrhaftig der letzte, der einer marktschreierischen Reklame eines Anwaltes das Wort reden wölle, aber was ich getan habe in dem Prozeß Knobler war einfach notwendig. Dem Manne war ein Offizialverteidiger bestellt, der ihn trotz seiner Bitten nicht einmal aufgesucht hat, zu dem er natürlich auch kein Vertrauen haben konnte . . .“

„Justizrat Sauer?“

„Ja.“

„Der verteidigt doch sonst nie?“

„Nein, fast nie. Für ihn ist eine Verteidigung nur eine lästige Unterbrechung seiner Tätigkeit als Zivilanwalt. Er hat sich aber seinerzeit vor vielen Jahren in die Liste der Offizialverteidiger aufnehmen lassen und übernimmt nur auch so nebenbei, ab und zu einmal, eine Verteidigung, um quasi sein Entgegenkommen dem Landgerichtspräsidenten auszudrücken. Ich aber kannte durch Pastor Friedrich den Fall und teilte seinen Glauben an die Unschuld Knoblers, hoffte auch, ihn retten zu können. Sollte ich nun dem Ertrinkenden meine Hilfe vorenthalten, nur weil diese Hilfe auf einem ungewöhnlichen Wege angeboten werden konnte. Das wäre erbärmliche Feigheit gewesen.“

„Ungefähr wie die tragikomische Geschichte, die kürzlich durch die Zeitungen ging, wie die siamesische Prinzessin ins Wasser fällt und angesichts ihres ganzen Hofstaates ertrinkt, da von den Höflingen niemand die geheiligte Person der Prinzessin anrühren durfte und sie die Ertrinkende lieber untergehen lassen wollten, als gegen die Traditionen zu verstoßen.“

„Noch viel mehr, dort handelt es sich um eine, wenn auch in das Lächerliche erstarrte Tradition, die immerhin organisch gewachsen ist, in meinem Fall aber um eine Formel, den Begriff einer fingierten Standesehre, die vielleicht für den Staatsbeamten paßt, nicht aber für uns Anwälte, die wir im Grunde genommen nichts anderes als Kaufleute sind, ganz frei in unserem Tun, lediglich abhängig von dem, was wir in unserem Innern als anständig oder unanständig halten. Das allein ist für mich das Kriterium für mein Handeln. Ich habe z. B. kürzlich eine Prozeßführung abgelehnt, weil mir der Untergrund unsauber erschien: Da kommt ein Vordellbesitzer und will einen Pächter ermitteln, der die Pacht nicht zahlen konnte, trotzdem er sein Bestes tat, auch seinerseits die armeligen Geschöpfe zu bewuchern, durch deren Betriebsamkeit der außergewöhnlich hohe Ertrag des Hauses einfiel. Der Mann war höchst erstaunt, daß ich ihn wieder fortschickte und hat sich an Justizrat Kalkofen gewendet, der unbedenklich die Ermittlungsfrage durchgeführt hat, da die Klage juristisch klipp und klar begründet wäre, wie er mir sagte. Das wußte ich auch — juristisch klipp und klar begründet — aber das Menschliche dabei war mir unsympathisch. Der Inhalt und die Form. Sollen das immer Gegenjäger bleiben?“

„Ich fürchte ja, wie der Spruch des Ehrengerichts lehrt. — Jedenfalls werden Sie gegen dieses Urteil Rekurs einlegen?“

„Fällt mir gar nicht ein. Es ist mit sehr gleichgültig, wie andere Menschen über das, was ich für richtig halte, denken.“ Dr. Werner zuckte hochmütig die Achseln.

Dr. Rander wiegte mißbilligend den Kopf hin und her und dann meinte er: „Sie sind zu leicht geneigt, an einem, ich möchte sagen, selbstherrlichen Standpunkt aus, das, was um Sie hergeht, zu übersehen.“ (Fortf. folgt.)

Die Versuchsschule.

Von Otto Kühle.

Der Buch- und Lernschule stehen immer mehr Gegner. Die Erkenntnis ihrer organisatorischen und methodischen Mängel dringt mit jedem Tage tiefer in das Bewußtsein der Öffentlichkeit ein. Jedermann weiß, daß ihr der Kopf hinten hängt. Solange sich nur Schüler über die Unnatur des Lernbetriebs und Eltern über die Unfruchtbarkeit der aufgewandten Zeit und Mühe beklagten, wies die Kunst das dreiste Gebaren der umgebenden Kritiker mit kühl überlegener Geste ab. Als später Psychologen und Pädagogen die Berechtigung der vorgebrachten Beschwerden wissenschaftlich erhärteten, machte man der „grauen Theorie“ augenzwinkernd und achselzuckend einige Zugeständnisse; in der Praxis blieb es beim alten. Schließlich aber wurden auch die Praktiker, die Lehrer selbst, mobil. Wissenschaft und Erfahrung hatten ihnen, je länger, je mehr, den Blick geschärft für die Verfehrtheiten und Unzulänglichkeiten des Schulunterrichts und der Erziehung, die immer unerträglicher würden, je weiter sich die lebendigen Formen und Forderungen des Lebens von den toten Formen und Ueberlieferungen der offiziellen Pädagogik entfernten. Da wird die Aktivität des Vorkindalters beim Schulbeginn plötzlich in das Eiswasser der Passivität unserer Drillpädagogik getaucht und für alle Zeiten abgetötet. Da wird die geistige Entwicklung des Kindes, dieser fließende Verlauf organischen Geschehens, in Lehr- und Stundenplänen mechanisiert und grob veräußerlicht. Da wird die kindliche Individualität unter den Dampfwalzen des Massenbetriebs gemahlen und ausgelöscht. Da wird, der Pestalozzischen Forderung der Anschaulichkeit zum Hohne, tagtäglich schiffelweise die Spreu des Memorierstoffes durch die Klappermühlen des Gedächtnisses getrieben. Da spult das Phantom einer allgemeinen Bildung, einer allgemeingültigen Ethik, eines allgemeinverbindlichen Erziehungs-ideals. Die Lehrer erkannten, daß zwischen Elternhaus und Schule eine klaffende Lücke entstanden ist, daß wertvolle Naturtriebe im Kinde vergewaltigt und erstarrt werden, daß Lernen und Leben einander vielfach widersprechen, daß ein Niesenmaß negativer Arbeit geleistet wird, daß die Bureaucratie das Selbstverantwortlichkeitsgefühl herabdrückt und den Erziehungsbetrieb veräußerlicht, und daß das Behen eines im Wirtschaft- und Gesellschaftsleben, in Politik, Kunst, Forschung und Kultur sich ankündigenden neuen Weltgeistes auch in der Erziehung neue Grundzüge, Tendenzen, Ideale verlangt. Sie erkannten, daß Neues werden will, ohne noch recht zu wissen was, wozu, wodurch. Wie man den Frühling fühlt, auch wenn der Schnee noch im Winde treibt; wie man eine Wetterwende ahnt. Und sie forderten.

Im Jahre 1905 nahm die methodische Abteilung des Leipziger Lehrer-Vereins zu dem strittigen Punkte des Ueberganges von der Familie zur Schule und des ersten Elementarunterrichts Stellung und forderte nach dem Vorbilde der Pörsner-Schule in Frankfurt a. M., daß „ein ausgedehnter Vorbereitungsunterricht, mindestens bis zu den großen Ferien, den Uebergang aus der Spielzeit in der Familie zur systematischen Arbeit in der Schule bilden“ müsse. Die Behörde kam dem Wunsche der Lehrerschaft nicht in vollem Umfange nach, aber sie gestattete doch, daß von Ostern 1905 ab in allen Leipziger Volksschulen ein sechsmonatiger Vorbereitungslehre eingeführt wurde, der mit Hilfe von Märchen- und Geschichtenerzählen, Spielen, Spaziergängen, turnerischen Übungen und allerhand Vorübungen im Sprechen, Schreiben, Zeichnen usw. Brücken über die zwei wichtigen gegeneinander klaffenden Abschnitte im Kindesleben zu schlagen versuchte. Damit war die starre Form des herkömmlichen Elementarunterrichts durchbrochen und der Beginn des Leses- und Schreibunterrichts wenigstens auf ein paar Monate hinausgeschoben.

Die Leipziger Lehrerschaft blieb aber bei diesem ersten kleinen Erfolge nicht stehen. Sie diskutierte das Problem der Schulreform weiter und wurde, je tiefer sie eindrang, einen zweiten Schritt vorwärtsgeführt. Nach eingehender Erörterung der Elementarunterrichtsfrage im Lehrerverein kam man zu folgenden Tefen: durch den gegenwärtigen Betrieb des Elementarunterrichts mit seinem verfrühten Einsetzen und Vorherrschen einer einseitig geistig formalen Bildung sowie die von ihm beanspruchte hohe Stundenzahl wird die körperliche und geistige Entwicklung der Kinder zerstört. Darunter hat auch aller folgende Unterricht zu leiden. Um eine ruhige, gesunde Entwicklung der Kinder zu sichern, ist Lesen und Schreiben aus

den Betrieben des ersten Unterrichtsjahres völlig zu entfernen, das Rechnen nur als Anschauungsmittel beizubehalten und die Stundenzahl zu ermäßigen. Zu fordern ist ein alle Geistes- und Körperkräfte dieser Entwicklungsstufe beschäftigender Gesamtunterricht im Freien und im Zimmer, der zugleich die spätere Schularbeit am besten vorbereitet; weiter, daß die Klasse von einem Lehrer drei Jahre durchgeführt wird, diesem nur das Ziel der 6. Klasse verbindlich ist, ihm aber innerhalb dieses Zielles das Recht freier Stoff- und Verhandlungswahl gewährt bleibt, er also von Lehr- und Stundenplan befreit wird.

Was die Leipziger Lehrerschaft forderte, war somit: ein Versuchsschuleunterricht, der seine erste und wichtigste Aufgabe in der Erreichung eines alle Sinne und Kräfte bildenden Gesamtunterrichts erblicken sollte, der Lesen, Rechnen und Schreiben nach Guldänken hinausschieben konnte und für den die Bindung des Lehr- und Stundenplan-Mechanismus nicht bestand. Die Forderung bedeutete grundsätzlich den ersten in größerem Maßstabe unternommenen Versuch, mit der bisherigen Schraub- und Zangenmethode im Unterricht der Schulneulinge zu brechen. Kein Wunder, daß dieses kühne Beginnen auf den Widerstand der Vorgesetzten stieß. Die im Gerüde über Reaktion stehende Konferenz der Leipziger Schuldirektoren, die sich seit Jahren um den Nachweis bemüht, daß auch die Sachaussicht in der Schule ein schweres Gemmis der Entwicklung sein kann, hatte mit „ernstesten Bedenken und Einwendungen“ die aussichtsvolle und bedeutsame Neuerung zu hintertreiben gewußt.

Aber schließlich kamen die Versuchsklassen doch. Nicht ganz im Sinne und nach dem Wunsche der Lehrer, nicht allgemein, nicht völlig befreit von den Schatten der Tradition und den Fesseln der behördlichen Kontrolle — aber doch freier, selbständiger, eigener als es das Schema F bisher gestattet hatte. Und sie kamen nicht bloß in Leipzig, nein auch in Dresden, Chemnitz, Halle, Dortmund und vielen anderen Städten; wie ein vom Wind verstreuter Samen bald da, bald dort, bald in großer Zahl Blüten erstehen läßt, so fand die Idee der Versuchsklassen bald duzendfache, in vielen Variationen spielende Verwirklichung. Und die Einrichtung bewährte sich, so neu sie war und so ungünstig verschiedentlich die Bedingungen sein mochten, unter denen sie ihre Aufgabe zu erfüllen suchte. Mehrere Schulverwaltungen gingen schließlich dazu über, den gesamten Elementarunterricht auf die durch die Versuchsklassen erprobte Grundlage zu stellen.

Damit war dem Elementarunterricht geholfen. Aber der übrige Unterricht litt weiter unter den alten Mängeln und Widersprüchen. Noch immer überschüttet man die Kinder mit Stoff, dem sie nicht gewachsen sind. Noch immer wird auf largem und dürftigem Boden Raubbau getrieben, indem man ihm Ernten abzwängt und seine Kraft erschöpft, bis er zur Wüste wird. Noch immer schlägt man alle Individualitäten über den einen Leisten der jeweilig herrschenden Methode, bis sie platt und uniform geworden sind. Noch immer fehlt es infolge des strengen Lehr- und Stundenplanes an Zeit, die Kinder kennen zu lernen und entsprechend ihrer Eigenart zu behandeln. Noch immer herrscht der banale Omnibusbetrieb der Bildung, der den öden Durchschnitt züchtet und „das unendliche Gewimmel der herzhast Schwachhaften“ hervorbringt. Die Reform dieses Unterrichts machten sich besonders die Hamburger Lehrer zur Aufgabe. Sie studierten und probierten. Im Zeichenunterricht wurden nette Wege gesucht; im Deutschunterricht erlöste man durch freie Themawahl die Jugend von dem Halsseisen der literarischen Zwangsarbeit. In allen Fächern regte sich reformerischer Drang, immer mit dem Ziele: die Anlagen des Schülers frei zu entwickeln und ihnen in allen Formen zum Ausdruck zu verhelfen. Ausdruckskultur — das wurde die Parole. So kam die Hamburgische Lehrerschaft in fast zwanzigjähriger intensiver Arbeit zu einer Theorie der Erziehung, die das bestehende System in seinen Grundfesten erschütterte. Für die Umlegung in die Praxis aber fehlt ihr noch die ausreichende tatsächliche, reale Erprobung. „Es genügt der wissenschaftlichen Pädagogik unserer Zeit nicht, ihre psychologische Grundlegung in einer zum größten Teil konstruierten, der Phantasie und dem schließenden Denken entstammenden Seelenlehre zu suchen und zu finden, wie es die alte Pädagogik z. B. eines Rousseau oder Herbart tat. Es genügt der pädagogischen Praxis nicht mehr, ihre normativen Vorschriften allein durch allgemeine Deduktionen zu finden. Vielmehr muß unsere Zeit von der Pädagogik fordern, daß sie ihre psychologischen Begründungen aus der durch die empirischen Methoden der Beobachtung und des Versuchs gewonnenen Kenntnis des tatsächlichen, von dem des Erwachsenen verschiedenen Seelenlebens des Schulkindes gewinnt. Vielmehr fordert die heutige Praxis, daß der Wert der für sie verbindlichen Regeln und Richtlinien sich im praktischen Versuch ortweisen hat.“

Damit gelangt die Hamburger Lehrerschaft zur Forderung von Versuchsschulen, die die Schulhnde im vorigen Jahre an die Oberschulbehörde gerichtet hat. Versuchsschulen, wie sie in Amerika häufig sind, um didaktische und methodische Probleme unter günstigen Verhältnissen von besonders dafür begeisterten Männern durchprobieren zu lassen, und wie eine solche Verthold Otto aus eigener Initiative und eigenen Mitteln gegründet hat. Die Oberschulbehörde entschied sich „im Bewußtsein ihrer damit zu übernehmenden Verantwortung“ zunächst noch nicht, sondern verlangte — echt bürokratisch — die Vorlegung eines Arbeitsplanes der Versuchsschule. Bitte, nicht zu lachen: Das, was erst das schließliche

Ergebnis des langsam und in mannigfaltigen Formen sich entwickelnden Versuchs sein wird, wünscht die weise Behörde schon vorher schwarz auf weiß als Vorbedingung dafür, daß sie den Versuch gestattet. Die Lehrer haben sich durch solche tiefgründige Weisheit ihre Bestrebungen nicht verdrängen lassen, haben allgemeine Richtlinien aufgestellt und an der Hand ihrer privaten Versuche dargelegt, auf welches Ziel die Idee der Versuchsschule hinaus will. Ob es ihnen gelungen ist, die Behörde davon zu überzeugen, daß hier nicht Wünsche und Liebhabereien vorliegen, sondern ein ernstes Bedürfnis unserer Zeit sich gebieterisch geltend macht, ist nicht bekannt geworden, wie es auch noch nicht entschieden ist, ob die Idee der Versuchsschule ihre Verwirklichung in Hamburg finden wird. Sicher aber ist, daß im Falle ihrer Verwirklichung der Gedanke der Arbeitsschule, des Erlebensunterrichts und des freigestaltenden Schaffens eine ungeahnte Förderung und Befruchtung erfahren wird. So löst sich unter Mühen und Kämpfen aus dem Gefüge fester und sicherer Tatbestände der Gegenwart das freie und lodende Bild der Zukunftsschule allmählich, aber unaufhaltsam los.

Meister Fredede.

Von Joseph Adler.

„Na, Dir schmeckt wohl heute nicht“, sagte Frau Fredede zu ihrem Gatten, der betrübt und ohne den geringsten Appetit an seinem Mittagbrot laute.

„Ne. Nicht so recht. Ich wech nicht — mir ist es so komisch im Magen.“

„Du hast gewiß wieder zu viel getrunken.“

„Nein, Mutter. Ausgeschlossen. Weniger noch als sonst. Auf Ehre.“

„Na, dann laß man stehn. Arzligt es morgen mit. Wirst es Dir warm machen. Es wird Dir schon schmecken.“

Fredede nickte mit dem Kopf, aber er wollte morgen schon sehen, wo er den Freßtopf lasse. Frau Fredede stopfte die Reste des Mittagbrotes in einen grauen Emailtopf, den Fredede am andern Tag mitnehmen sollte. Die Teller spülte sie unter der Leitung ab und das Geschloß reinigte sie mit einem feuchten Lappen. Schmutziges Geschloß durfte sich bei ihr nicht ansammeln, denn für die Küche hatte sie in der ganzen Woche nicht viel Zeit übrig. Die mußte immer so gut wie in Ordnung sein. Frau Fredede wählte Blumen für ein Geschäft im Zentrum. Sie mußte mitarbeiten, denn Fredede verdiente ja nur ein paar Kimpelinge in der Woche. Augenblicklich hatte sie sogar zwei Mädchen zu sitzen. Zehn bis elf Mark verdiente Fredede in der Woche, wenn es kaiserliche Arbeit gab. Sonst verdiente er noch ein gut Teil weniger. Acht bis neun Mark nur. Fredede arbeitete sehr langsam. Er konnte nicht pfeifen. Nach seiner Meinung pfeifchte jeder, der schneller arbeitete als er.

In der Fabrik der Brüder Max und Adolf Behrend arbeitete fast alles im Akkord. Einige wenige nur standen auf Lohn. Die Zuschneider und die Zuschläger. Tarifmäßig waren die Löhne nicht, die sie bezogen, aber trotzdem mußten sie in ein Büchlein jedes geleistete Quantum Arbeit notieren. Am Sonnabend wurden die Büchlein abverlangt und am Montag wieder zur weiteren Verwendung ausgefolgt. Immer waren ihre Besitzer auf die Note gespannt, die der Alte ihnen erteilt hatte. In dem Buch des einen stand der Notizschrei: Mehr! Mehr! In dem eines andern die Aufforderung, mit den Fellen sparsamer umzugehen, und dem dritten galt der Vorwurf: Zu wenig. Entschieden zu wenig. Freilich nahmen die Leute die Klagen nicht zu ernst, und selten nur mußte einer auf. Es war keine Einigkeit unter den Arbeitern. Ihre Brotgeber stießen niemals auf den Widerstand und die Kraft der geschlossenen Gesamtheit. Ueber die Gemeinheit jeder Neuerung, und da gab es niemals eine, die nicht zum Schaden der Arbeiter getroffen worden war, waren sie sich alle einig, aber gegen keine lehnten sie sich ernsthaft auf. Keiner litt mehr als Fredede unter Preisverschiebungen und Aenderungen in der Arbeitsverteilung. Und doch. So schlecht auch ein Artikel „stehen“ mochte, er pfeifchte nicht. Alle andern waren viel weniger einfüllig. Für einen erbärmlichen Preis arbeiteten sie gerade nur gut genug.

Fredede war aber auch kein gewöhnlicher Arbeiter. Er war der Herr Fredede, der nur notgedrungen in einer Fabrik arbeitete. Der Sattlermeister Fredede, der noch vor fünfzehn Jahren sein eigenes Geschäft betrieb. Er hatte es zu einer unglücklichen Zeit von seinem Vater übernommen. Und zwar in jenen Jahren, als die vornehmen Herrschaften weiter nach dem Westen zogen, Automobile kauften und von Pferd und Wagen nichts mehr wissen wollten. Wie viele Pferdeshulster gingen da nicht zu Grunde. August Fredede war einer von den ersten, die zusammenpacken mußten. — Aber der Wandel in dem Leben der Vornehmen hatte sein Ende nur beschleunigt. Bevorgestanden hat es ihm von dem Tage an, da er Herr des Kellers wurde. Fredede verstand sich weder aufs Geschäft, noch war er ein tüchtiger Arbeiter. Er kam mit keiner Sache vorwärts. Es ging ihm nicht von der Hand.

Seine Frau hingegen verdiente in der Woche vier und fünfmal mehr als er, und unter solchen Umständen konnte sein Ansehen im Hause und auch anderwärts nicht gerade groß sein. Doch es konnte vorkommen, daß er sich vergaß und ein Wort riskierte. In der Regel bekam ihm das durchaus nicht. „Mutter“ war keine sanfte Natur. Sie ließ sich von keinem Menschen Vorschriften machen. Und von ihrem Manne schon ganz und gar nicht. Sie ließ sich von keinem für dämlich verkaufen. Sie brauchte keinen Menschen. Sie konnte sich doch allene ernähren. Mit etwa zwei Dutzend derartiger Nebenarten würzte sie jede häusliche Szene. August Fredede war übel dran und gar nicht zu beneiden. Immer besaß er sich am Morgen, aus dem Hause zu kommen. Er stieg schon um sechs aus dem Bett, holte den Schrippenbeutel herein, wusch sich ohne viel Umstände und lochte den Kaffee. Mutter blieb immer gerne bis sieben liegen. Sie opferte der Erkenntnis, daß man vom Leben nicht wille mehr als das bisschen Schlaf habe.

Von dem Gesamtpersonal der Fabrik Max und Adolf Behrend war jeglichen Morgen der „olle“ Fredede der erste, der sich zur Arbeit einfindet. Lange vor acht schon sah er auf dem Treppenhof, schmotte und las in dem Zeitungspapier, darin Mutter die Stullen eingewickelt hatte. Nach Feierabend aber war er einer der letzten, der dem Meister einen guten Abend entbot. „Wenn ich nach Hause komme, renommierte er gerne, muß das Essen schon auf dem Tisch stehn.“ In Wirklichkeit liebte es Mutter nicht, daß er ihr schon vor der Essenszeit, um sieben also, auf der Belle liege. Aus diesem, zum Teil auch aus diesem Grunde, lehrte er immer nach Feierabend erstmal in der nächsten Eckkneipe ein. Der Publiker, „Gustav, der gemütliche Onkel“ genannt, war ein Mann, mit dem man sich schon einen Schlag erzählen konnte. Und der olle Fredede konnte andauernd quatschen. Er hätte erheblich mehr verdienen können, wenn er weniger redselig gewesen wäre. Er fand es aber nun einmal zu schön, auch über das Unwesentliche in aller Breite und Behäbigkeit: sich was zu erzählen. Aber heute war er ganz geknickt. Es war mit ihm nichts anzufangen. Mutter wollte mit ihm nach den Zellen gehn, aber er hatte nicht die geringste Lust, mitzumachen. War doch da vor einer Woche son ganz Scharfer in die Bude gekommen, nur um alles auf den Kopf zu stellen. Verflucht auch. Gewiß. Die Preise waren schlecht und man wurde seiner Arbeit nicht froh — aber warum hat man denn gleich zum äußersten Abwehrmittel gegriffen? Fredede hatte noch niemals in seinem Leben einen Streik mitgemacht. Das durfte man ihm schon glauben. Aber er war ja auch kein gewöhnlicher Arbeiter. Er war doch in der Innung. Und vor allem wollte es Mutter nicht dulden, daß er streike.

„Dir sind heute wohl alle Felle weggeschwommen“, sagte sie, „daß Du da sitzt, wie so ne geknickte Kille. Haben sie Dir geärgert in der Bude? Ja?“

„Ne, keiner. Aber um fünf haben wir schon Feierabend gemacht. Alle Mann.“

„Du auch?“

„Ja, klar. Ich auch. Du weißt doch, wir sind in den Streik getreten.“

„Wir? Na zählst du dich denn auch mit zu die andern?“

„Ja, Mutter, Arbeiter ist Arbeiter. Sind alles Kollegen.“

„Quatsch. Du brauchst keine Kollegen. Und eins sag ich dir bloß, du wirst nichts zu lachen haben, wenn du mitstreikst. Merk dir das. Das könnte ich gerade auch noch brauchen, daß du mir den ganzen ausgeschlagenen Tag auf der Belle liegst, Esel, aller. Daß sie sich doch Kopf stellen. Du machst deine Arbeit und tumberst dich um keen Menschen nicht.“

„Das sagst du ja. Von die Wachstuchstaschen haben sie uns auch wieder fünfzig Pfennig bei's Duzend abgezogen. Bei die Preise kommt ja keiner mehr zurecht. Streiken, das ist das einzig Nichtigte. Jotwoll!“

Frau Fredede blieb die Luft weg. Sie kniff sich in das Fettkissen unter dem Kinn und schluckte vor Gift und Galle. August, auch diesmal das Schlimmste befürchtend, holte eine Papiertüte, in der sich zwei Scherzsigarren befanden, aus der Brusttasche und brachte sie in Sicherheit. Er legte sie auf den Küchenschinken.

„August, du kennst mich noch nicht, nee. Aber das wird kein gutes Ende nehmen mit uns beiden. Ich kann nicht alles alleinst ranschaffen. Meine Knochen sind auch nicht aus Eisen. Ich arbeite gerade schon genug. So'n Streik kann sich in die Länge ziehn. Mir sage enner was. Ich weiß schon Bescheid. Und was, wenn du deine Arbeit verliert? So rasch ist noch keine andere gefunden.“

Sie setzte sich auf den Kohlenkasten und begann zu weinen. Fredede ging zu ihr hin und legte seine Hand auf ihren breiteren Raden.

„Nicht weinen, Mutter. Ich streike ja nicht mit. Wo werd ich. Wenn ich noch Streifgelder kriegen würde. Ich bin doch gar nicht mal im Verband drin. Sie wollten mich ja rin hoben mit aller Gewalt. Quatsch. Vielleicht geh ich aus der Innung raus. Du brauchst keine Bange zu haben. Ich werde morgen zur Arbeit gehn wie alle Tage. Wir können die Brüder sonst was. Zwerd hat er ja doch keen, der ganze Streik.“

Frau Fredede erhob sich, und August wischte ihr mit seinem schmierigen Taschentuch die Tränen aus den Augen.

„Hast du mich auch lieb?“ fragte sie leise. Fredede begann sich seiner Männlichkeit urd wurde unheimlich. Aber gerade das liebte seine Frau. Sie gingen sehr bald zu Bett. Viel früher als sonst.

(Schluß folgt.)

*) gute.

Zertrümmerte Felsen.

Von G. Gerschuni.

Im trohigdüsteren Norden, wo eilig atmen die Winde, wo alte Tannen und Fichten in deckendem Winterkleide nur selten sehen ein Lächeln der zärtlichen Frühlingssonne, — dort ragte in weiter Ferne, im Meere, dem uferlosen, ein mächtiger Damm aus Quadern.

Er ragte so stolz erhoben, auf stürmender Meeresfläche, in trohig-drohender Schwärze und Lichte der kämpfenden Wogen.

Und brandend schlugen die Wogen, die starken Wogen, die freien, in ewigwährendem Kampfe auf starre steinerne Schranken, die ihre Freiheit bedrohten.

Frei wie die Himmelsvögel, so waren einstmal die Wogen. Gewiegt von der Mutter, der Sturmflut, wallten sie sorglos-freudig mit Sang in neblige Weiten.

Der düsterböse Tyrann, der ihres Schicksals Reider, sann ihre Freiheit zu rauben und sandte gehorsame Sklaven.

Gebugt dem Willen des Herrschers, begannen Sklaven die die Arbeit; sie häuften kahle Felsen, den Tiefen der Erde entlehnte, auf tosendem Meeresgrunde.

Die Wogen sahen voll Jubel Gezeiten in der Tiefe verschwinden, sie lösten die kalten Felsen und sprangen in lachendem Tollen.

„Das ist fürwahr eine Freude! Aus schaurigen Tiefen der Erde sind düstere Gäfte gekommen. Wir wollen sie singend begrüßen, wie wollen sie zärtlich erwärmen, froh miteinander spielen, das Licht und die Freiheit preisen.“

Die jungen Wogen sind lustig. Nur der Vater Sturmwind, nur die Mutter Sturmflut sehen die Felsen grimmen Blickes, folgen den Gäften mit zornigem Pfeifen.

Zimmer weiter sinken die Felsen, legen am Grund sich fest aufeinander, wachsen aufwärts — hemmende Schranken.

Angstlich blicken die Wogen auf schweigend trohige Felsen: noch niemals kannten sie Schranken, noch nie war ihr Wille gefesselt.

Sie eilen mit schüchternem Bangen — schmettern die Brust an die Felsen, entweichen in stönendem Nasen.

In unbezwinglicher Starrheit stehen die kalten Quadern.

Auffschreien die Wogen: „Verräter!“ Finstern eilen sie weiter.

Es schluchzt die Mutter Sturmflut, brüllend und heulend raht Sturmwind, der Vater.

„O Felsen, o grausame Felsen. Einst ward ihr zu Freiheit geboren, einst ward ihr zu Freiheit erkoren. Weshalb habt ihr grausame Felsen den Kindern die Freiheit genommen?“

Finstern wurden die Felsen. „Nicht unser Wille war es,“ raunte grollendes Stöhnen.

In unheilverkündendem Schweigen ballten sich lärmende Massen.

Sturmwind, der Vater, Sturmflut, die Mutter, eilen mit Zischen und Weinen, das drohende Unheil zu künden.

„Ihr Wogen, ihr armen Wogen! Sklaven seid ihr geworden.“

Und finstern eilen sie weiter. Die Meeresswogen, die jungen, wallen in traurigem Schweigen — wo blieb ihr freudiges Jubeln, ihr Lieb von Stolz und Freiheit? Trübe bestrahlt sie die Sonne, in sahlem Grau ist der Himmel.

Nur manchmal wagen die Jungen, zu mutigen Scharen vereinigt, vom Slaventume ermattet, tapferen Sturm auf die Feinde.

Eng aneinander gelehnt, stürzen lähn sie auf Klippen — bewegungslos bleiben die Massen. . . . Ein stöhnendes Echo, ein Stöhnen zerrissener, zerschmetterter Brüste. . . .

Es weinte das Meer. . . .

Und viele Jahre verfloßen. . . . Viel junge Meeresswogen halten die Brüste zerschlagen in nutzlosem Kampfe mit den Felsen.

Es wurde dunkler und dunkler. . . . Und viele Jahre verfloßen. . . .

Die jungen Wogen erstarrten, entsandten eilende Boten, Schlafende sollten sie wecken, zum Kampfe entbieten die Wogen.

Zum Grunde stiegen die Boten, riefen würdige, alternde Wellen.

Düster schütteln ihr Haupt die Kämpfer, die zweifelnden Wellen, die alten.

Es stürzen die Boten weiter, den Vater Sturmwind, die Mutter Sturmflut zu rufen.

Sie suchten lange im Meere und fanden sie versteckt in Klüften.

„Mit Gruß und tiefem Neigen sind wir als Boten gekommen.“

„Verläßt die beengenden Werge, sprengt die entehrenden Ketten, die den Geist unserer Brüder gefesselt.“

„Begeistert die alten Wellen zum Leben, zum Kampfe für die Freiheit.“

„Sammelt mächtige Scharen, führt vereint sie zum Ansturm.“

„Wir kennen nicht Furcht vor dem Tode, wir wollen die Wogen befreien.“

Es schlug das Herz der Mutter Sturmflut, dem Vater Sturmwind flammte das Mut.

Gedachten sie alter Zeiten, als die Worte verfloßen? Die Alten sahen den Jungen mit zärtlichem Blick in die Augen.

Im Meere, dem uferlosen, erbraunte mit tosendem Rollen der Kämpfer wachender Schlachtruf:

„Erhebt euch, mächtige Wogen! Zerbrecht die Zwingsburg der Freiheit. Zerschmettert die hemmenden Schranken.“

Und machtvoll hallte der Schlachtruf. Wie tausendes Sturmsehens, wie donnernder Schreden, gebielendes Machtbefehlen, erweckte er schlafende Reden. Durch Mut und Kühnheit bezwungen, wurden die Alten zu Jungen.

Von Norden nach Süden, von Oien nach Westen, schloßen sich Wogen zu tapferen Scharen.

Der Sturmwind donnert, die Sturmflut brüllt. . . .

„Vorwärts, vorwärts, Tod oder Freiheit.“

Sie stürzen mit düsterem Schlachtruf den starren Quadern entgegen. Dampfend sprüht der blutende Schaum, wirbelt auf gen Himmel, spült die starrenden Quadern.

Es höhnt die Mutter Sturmflut.

„Schon sind die ersten gefallen, und viele werden noch sterben, bis wir die Feinde besiegen.“

Zum Ersatz der gelichteten Reihen kommen starke, zornige Wogen. Sie schlagen mit donnerndem Brüllen auf kantige Felsenriffe, sie weichen, stürzen von neuem, fallen in grausamem Kampfe.

Fest stehen die mächtigen Felsen. Ein düsterer Morgen graute.

In pfeifendem Sturmsehens jagt über die Wogen der Sturmwind. In grollend-furchtlosem Rollen kommen die Wogen gezogen in endlos-endlosen Scharen.

Der Tyrann, der Felsen lürnte, ist jetzt von Schreden befallen. Das harte Herz hat gerittert.

„Zu spät ist's, Tyrann. Jetzt können die Wogen nicht fliehen, jetzt können die Wogen nicht flagen. Vernichtet, zugrunde gegangen, jetzt gibt es für uns kein Verjöhnen.“

Wie starke Löwen sind Wellen, die alten schäumenden Wellen, den jungen zu Hilfe gezogen.

Weiß sind die wallenden Loden. Ringsum erzittert die Erde, am Himmel verblaßt die Sonne.

Es führt sie Sturmwind, der Vater, wirft sie voll Kraft auf die Felsen.

Anbraust die letzte Heerschar.

Nun gilt es: Die Wogen werden begraben, wenn unbezwingbar die Felsen.

Gemeinsam furchtlos zum Kampfe, mit stürmender Macht an die Quadern — die Felsen beben beim Anprall.

Die Wogen ersterben. . . sie weichen, rasen in tobendem Wahnsinn. . . alles verwoh im Gemenge. . . .

Vom Grund scheint das Meer sich zu heben und sich mit dem Himmel zu einen. . . .

Da stürzen die Felsen.

Sie weichen beim letzten Anprall und stürzen mit graufigem Lärm ins Grab der gefallenen Wogen.

„Hinweg ihr schamlosen Trümmer, hier liegen Wogen begraben, im Kampfe für die Freiheit gefallen.“

Auffläßt der Boden des Meeres.

In abgrundlose Tiefen versanken verfluchte Quadern: „Nicht wir, nicht wir sind die Schuldigen, wir Träger entehrender Taten.“

In Freiheit wallen die Wogen und preisen gefallene Streiter. Sie preisen ruhmreiche Wogen, die opfernd ihr Leben weiheten den Brüdern als Preis für die Freiheit.

Aus dem Russischen
von Sonja Levine.

Kleines Feuilleton.

Technisches.

Die elektromagnetische Rohrpost. Erfolgreiche Versuche mit einer „elektromagnetischen Rohrpost“ sind jüngst in Paterson (New Jersey), auf der Versuchsstrecke der Electric Carrier Co. ausgeführt worden. Es handelt sich um eine Rohrpost für Lasten, deren Wagen elektromagnetisch, aber ohne Verwendung eines Motors angetrieben werden; beim Wagenantrieb sind überhaupt keine drehenden Teile vorhanden. Nach einer Schilderung vom „Prometheus“ (Verlag Otto Spamer in Leipzig), laufen die Wagen der Rohrpost, die 48 Kilometer — auch bei Steigungen — stündlich zurücklegen und Lasten von 400 Kilogramm tragen können, in einem ober- oder unterirdischen Tunnel auf zwei Schienen. Zwei oben im Rohre angebrachte Stromzuführungen liefern Drehstrom, der nicht zum Antriebe eines Elektromotors, sondern dazu dient, in dem Wagen ein fortschreitendes magnetisches Wechselfeld zu erzeugen, wodurch in der Eisenplatte, die zwischen den Schienen liegt, ein entsprechendes Kraftfeld induziert wird, das eine Bewegung des Wagens, ein Vorwärtstößen, hervorruft. Von einer Hauptstelle aus kann der Lauf aller auf der Strecke befindlichen Wagen, die gar keine Besatzung brauchen, geregelt werden; es können Weichen gestellt werden, und die Wagen fahren ganz allein in Schleifen, Kurven, Steigungen und geraden Strecken. Sollten sie durch Stromabstellungen zum Halten kommen, wenn sie sich gerade auf steigender Strecke befinden, so werden selbsttätige Bremsen ausgedrückt, die das Zurückfahren verhindern. Die Versuche, die mit der Rohrpost gemacht worden sind, scheinen außerordentlich vielversprechend ausgefallen zu sein.